

davon ab, dass Schule tatsächlich ihre genuin pädagogischen Aufgaben bestmöglich erfüllen kann, also Bildung und Erziehung. Bildung zielt nicht in erster Linie auf Geselligkeitsformen – dies komme erst sekundär hinzu. Bildung stärkt die sachliche und sittliche Urteilskraft des Einzelnen. Und gerade dadurch entfaltet Schule ihre gesellschaftsgestaltende Kraft. Es ist schon einigermaßen pikant, dass es gerade ein vorrangig soziologisch argumentierender Autor wie Kaube ist, der an das Eigentliche der Schule, ihren pädagogischen Auftrag, wieder erinnern muss.

Nicht besser sieht es in der Universität aus. Diese lebe davon, dass die in ihr Tätigen das, was sie herbringen, auch als diskursiv bedeutsam einstufen. Dort, wo es um Bedeutsames geht, werde gestritten. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung ist der Kampfplatz, auf dem um das bessere Argument gegangen wird. Und das bedeutet auch: Argumente, die nicht überzeugen, werden negiert und ausgeschlossen. Doch Kaube diagnostiziert eine abnehmende „Negationslust“, Indifferenz breite sich im akademischen „Reformhaus“ aus. Der wissenschaftliche Disput werde durch zunehmende „Spezialisierung“ und „Paradigmatisierung“ ersetzt. Du siehst das so, ich sehe das so ... Wo Paradigmen sich ausbreiten, gehe es nicht mehr um grundsätzlichen Dissens, sondern um „Segmentbildung“. Süller Friede legt sich über das akademische Kampfgetümmel. „Das Gros der Aufsätze in den Geisteswissenschaften [...] wird realitätsbeweise gar nicht geschrieben, um gelesen zu werden, sondern um geschrieben worden zu sein. Sein Zielort ist nicht der Schreibtisch des anderen Forschers, sondern die eigene Publikationsliste. Das greift sogar auf die wissenschaftliche Interaktion über, wenn bei den Jahrestagungen fast aller Fachgesellschaften so viele Beiträge zugelassen werden, daß kaum ein einziger noch diskutiert werden kann. Niemand verspricht sich mehr viel von Einreden“ (Seiten 99 f.).

Mag sein, dass die Akteure selbst immer noch überzeugt sind von dem, was sie tun. Dabei werden selbst die Gesten des eigenen Widerspruchs noch in reibungslos funktionierenden übersetzt – in den Worten Kaubes: „Einer der häufigsten Sätze zu den Hochschulreformen der vergangenen Dekade lautet: Gewiß, es ist eigentlich unsinnig, aber es muß sein, es geht nicht anders“ (S. 83). Drittmittel würden zum Selbstzweck. Die Forschung werde erwartungskonform ausgestaltet; Hauptsache, die zu liefernden Kennziffern stimmen. Wissenschaftler werden zur Kooperation gezwungen, auch dort, wo sie gar nicht sinnvoll ist: „Modethemen und Wehrtafel“ kleistern zusammen, was eigentlich gar nicht zusammengehört, das Exzellenzcluster beinhaltet bei genauerem Hinsehen „Gott und die Welt“. Irgendwann glauben

die Wissenschaftler „tatsächlich, sie forschten interdisziplinär in Großgruppen an innovativsten Fragestellungen“ (S. 86).

Was verschwiegen wird, sind dabei die Kosten. Denn zum Nulltarif ist das alles nicht zu haben, wie Kaube am Beispiel des Exzellenzwetbewerbs zwischen den Universitäten vorrechnen: „Schließlich existiert nicht einmal die Gegenrechnung, die beispielsweise den 2,7 Milliarden Euro der einseitigen letzten Vergaberunde eine Schätzung der Personstunden gegenübergestellt hat, die in die 370 Anträge [...] eingegangen sind. Wenn man vorsichtig kalkuliert, dürfte man auf ungefähr 2,5 Millionen Arbeitsstunden allein für die Anträge kommen; das Geld selbst war ja aber für die Forschung vorgesehen“ (S. 85). Das Fördergeld stehe für Prestige, nicht unbedingt für ökonomische Rationalität.

Und die Moral von der Geschichte? Kaubes Essays sind nicht hoffnungslos. Immer wieder schimmert die Hoffnung durch, dass das Pädagogische und Akademische unseres Bildungssystems überleben werde – eben weil der Mensch dann doch stärker ist als die Zwecke, die an ihm zerrten. Aber möglicherweise wird das Pädagogische und das Akademische anderswo überwintern als in unseren Schulen und Hochschulen ...

Axel Bernd Kinze

Rupert M. Scheule (2015): **Wir Freiheitsmüden. Warum Entscheidung immer mehr zur Last wird**, München: Kösel, 208 Seiten.

Was für ein Buch hat der Verfasser vorgelegt? Der Fulda-Marburger Moralthologe geht von der Grundthese aus, dass in seiner Generation (die Generation X; Verfasser ist Jahrgang 1969) die Optionsvielfalt zur Last geworden sei. Diese analysiert er, in einem mit persönlichen Anekdoten durchsetzten Gang durch verschiedene Kapitel. Dieser persönliche Stil, der jedoch nicht die Orientierung an der Sache verliert, ist dem erfolgreichen Bemühen geschuldet, Lesern außerhalb des sozialethischen Fachpublikums den Zugang zu seinem Thema zu ermöglichen.

Auf einen Nenner gebracht: Der Verfasser bietet eine begrifflich und inhaltlich im guten Sinne moderne und gleichzeitig klar kirchliche Übersicht über sein Thema. Dabei besteht sein Verdienst darin, die Ergebnisse und Begrifflichkeiten der gegenwärtigen Soziologie für die Theologie nutzbar zu machen und sie für einen breiteren Leserkreis außerhalb der Szene der Berufstheologen zu erschließen. Ausgehend von zwei Kapiteln, die die Gegenwartsgesellschaft zeichnen, wendet sich der Verfasser in drei Kapiteln dem schillernden Begriff „Freiheit“ zu, verortet ihn dann

in der christlichen Theologie und wendet ihn in den letzten drei Kapiteln auf existentielle Lebensvollzüge an, wobei das kurze Schlusskapitel eschatologische Ausblicke bietet.

Wie schon in anderen Werken, arbeitet sich der Verfasser an der aus der Spieltheorie kommenden *rational-choice*-Theorie sowie den Entscheidungsfindungsstrategien *Maximizing* und *Satisficing* ab. Er hebt Zweifel daran, dass die Menschen sich wirklich als *homoines oeconomici* verhalten, wie es die Spieltheorie nahelegt, denn weder sei uns je „vollkommene Information“ verfügbar, noch sei rechtes *Maximizing*, also die Entscheidung für das Beste, mit Sicherheit möglich.

Er verbindet (S. 32) den Freiheitsbegriff mit dem des Schmerzes. Der Verfasser nähert sich einer Theorie, die das Leid als Nebenfolge der Freiheit ansieht – kein neuer Gedanke, sondern christliches Traditionsgut. Später (S. 89) greift er auf die Figur des Erzengels Michael zurück, um das Böse und sein Wirken zu veranschaulichen. Hier arbeitet der Verfasser mit seiner Kindheitsprägung durch den Kirchenraum in Ottobrunen. Diese Gleichzeitigkeit von modernen Konzepten und ganz aus dem kirchlichen Erbe geschöpften Ausdrucksformen, die freilich immer sehr aufgeklärt als solche verstanden und kommuniziert werden, machen die Spannung des Buches aus und spiegeln die Herausforderung des Faches, sich zwischen Tradition und Anschlussfähigkeit zu bewegen. Entsprechend rezipiert er Augustinus. Im Anschluss an ihn sieht der Verfasser die „Arroganz“ der Engel als Ursache von deren Fall – den Analogieschluss zum modernen, nach Autonomie strebenden Menschen zieht der Leser fast von selbst.

Dieser Autonomiegedanke leitet den Text weiter: Der Mensch ist Akteur seiner Lebensgeschichte (S. 115) und dies führt unweigerlich zur großen Frage: „Wer ist wie Gott?“ (S. 124), auf die der Verfasser auch Rahners anthropologische Wende ausgerichtet sieht.

So traditionell-kirchlich manche Gedankengänge – gut aufbereitet – sind, so provokant sind andere und bringen den Leser in Bewegung; beispielsweise die Aufgabe der Unterscheidung Leib und Körper (S. 146), die erfreulicherweise zu einer glaubwürdigen Behauptung des körperlichen Genusses beim Vollzug der Sexualität führt, aber die Forderung nach einem Schutzraum für alles, was verletzlich ist, betont. Von diesem Moment der Verletzlichkeit (S. 148) her solle eine zeitgemäße kirchliche Moralthologie urteilen. Dabei spricht der Verfasser alle „heißten Eisen“ der Moralthologie knapp an: Die Unauf löslichkeit der Ehe sei ein hohes, nicht aufzubehebendes Gut, denn es gibt dem Sitzengelassenen Recht (S. 149), die Trauer erhält so Legitimation. Zur In-Vitro-Fertilisation

referiert der Verfasser Ratzingers Ablehnung (S. 153), Blick auf die Technisierung auch „natürlich“ zustande gekommener Schwangerschaften und führt so das Problem zum Grundsätzlichen und weg vom Reizthema.

Keines der Themen kann dieses Buch erschöpfend behandeln. Was für ein Buch hat der Verfasser vorgelegt? Eine Art Selbstpositionierung und einen Ausblick auf die Vorgehensweise einer katholischen Moralthologie für das einundzwanzigste Jahrhundert, die die menschenfreundlichen Prinzipien des Christentums bewahrt, sich nicht vom Zeigeteil wechspeln lässt und aus der dennoch die pastorale Erfahrung des Verfassers, der ständiger Diakon ist, spricht. Man kann beckmessersch sicher Punkte finden, in denen Diskussionenstände nicht sehr stark differenziert widergeboten werden, den lockeren (allerdings stilisierenden) Ton nicht angemessen finden, aber dem Rezensenten scheint, dass der Verfasser das Buch geschrieben hat, das er schreiben wollte. Man liest es gerne.

Matthias Bär

Karen Gloy (2014): **Komplexität. Ein Schlüsselbegriff der Moderne**, München: Wilhelm Fink, 175 Seiten.

Bereits der Titel des Buches ist von eindrücklicher Prägnanz, denn Komplexität ist in der Tat ein Schlüsselbegriff der Moderne. Im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung finden fortwährend Prozesse der funktionalen Differenzierung statt, in deren Verlauf sich arbeitsteilige, spezialisierte Institutionen herausbilden. Jene Vielzahl von Institutionen funktioniert einerseits nach ihren eigenen internen Gesetzmäßigkeiten und ist andererseits untereinander verbunden: Es entsteht eine Struktur mit zunehmender Komplexität, was typische Chancen und Probleme mit sich bringt.

Im Gang der Untersuchung gelingt es der Autorin, auch hier prägnant zu bleiben und sich nicht in der komplexen Thematik zu verlieren. So skizziert sie einleitend die Hoffnungen und Befürchtungen, welche mit der Komplexität verbunden sind, und stellt zudem etymologische Überlegungen an. Beide Aspekte verweisen auf die Nähe von Komplexität und Chaos und auf die platonische Ambivalenz von Bestimmtheit und Unbestimmtheit. Letztlich will der Mensch die Komplexität beherrschen und muss eben daran scheitern. Was ihm bleibt, ist dann nicht das Beherrschende und nicht die Lösung, sondern nur die schlichte Bewältigung von Komplexität in der Moderne.

Am Bewältigungsbegriff setzt (daher der sehr informative Hauptteil des Buches (Kapitel 2 bis 4) an, in